

Nr. 252 Bromberg, den 3. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(3. Fortsetzung.)

„Guste, quees man nicht!" bat Herr Frixen freundlich, aber bestimmt. „Nimm dich doch ein bißchen zusammen! Das wird mit dir bloß immer schlimmer, wenn du dich so aufregst. Die Sache ist abgemacht und nichts mehr dran zu ändern. Mehr als eine Reise macht er nicht. Darauf kannst du Gift nehmen. Dann ist er kuriert für immer. Er kriegt einen Kapitän, der ihm die dummen Gedanken gründlich austreiben wird."

„Und die erste Reise ist gerade die gefährlichste!" jammerte sie. „Und gleich nach Valparaiso! Das liegt doch, wer weiß wo! Das kann und kann nicht gut ablaufen!"

„Wenn ihm was passieren soll," widersprach Herr Frixen, „dann kann er auch hier auf unserer Kellertreppe zu Schaden kommen. Du kannst doch mit deinen alten Beinen nicht immer hinterherlaufen und die Hand vorhalten."

„Und der schreckliche Mensch von Kapitän!" bibberte sie mit gerungenen Händen. „O mein Gott! Der Junge wird sich was zuleide tun!"

„Ach was! Kohl man nicht! Er wird ihn scharf anpacken, das ist ganz gut! Sonst vergeht dem Dickkopf die Lust nicht. Ein Menschenfresser ist Jonni Kaphengst nicht."

„Aber schlagen wird er ihn!" heulte sie auf wie ein Fährboot im Nebel.

„Wenn er sich's gefallen läßt, verdient er es nicht besser."

„Du bist ein Rabenvater!" jaulte sie los und fuhr mit flatternden Haaren aus den Kissen empor.

„Schade um jeden Schlag, der daneben geht!" versetzte er achselzuckend.

Frau Frixen verdrehte wortlos die Augen und sank wie gelähmt in die Kissen zurück.

„Und dann sprech' ich noch mit dem Kapitän. Wenn er ihm erst die Lust ausgetrieben hat, dann soll er ihn auf dem kürzesten Wege wieder nach Hause schicken. Was es kostet, ist gleichgültig. Wir können es uns ja leisten."

Mit einem herzzerreißenden Kreischlaut drehte sich Frau Frixen der Wand zu. Der Vater kratzte sich an der rechten Hüfte und trat den Rückzug an.

Als nach einer Weile Mandus ins Schlafzimmer kam, fand er die Mutter im tiefen Schlummer. Da drückte er sich gleichfalls.

Nun hielten Vater und Sohn hinter der Tonbank Kriegsrat. Der plötzliche Eintritt des mütterlichen Zustandes hatte ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Wer sollte nun die Seekiste packen?

„Laß man", sprach der Vater, und klopfte ihm liebevoll auf die Schulter, „Mutter wird schon wieder auf die Beine kommen. Sonst mußt du dir eben deinen Kram selbst besorgen."

Die drei Dutzend Genever bereiteten ihm viel stärkere Kopfschmerzen. Sollte er wirklich ein solch umfangreiches Trankopfer spenden? Und sollte er tatsächlich die sechsunddreißig Flaschen von dem echten Holländischen nehmen? War es nicht gescheiter, dieser ausgepichten Kapitänskehle einen brennenden, fuseligen Rachenputzer zu bieten? Kam er dahinter, würde er aus Wut und Rache den Jungen noch viel schlechter behandeln.

Allein Mandus gab scharf Achtung und ließ nicht locker, bis die sechsmalsechs Flaschen von der allerfeinsten Sorte wohlverpackt in den drei Kisten lagen, und Herr Frixen drehte wieder einmal bei. Schließlich war das Hotel Frixen mit Fahrstuhl und elektrischen Klingeln auch noch drei Dutzend holländischen Genevers wert!

Den ganzen Morgen war Mandus mit Nageln und Packen hinreichend beschäftigt. Die letzte Kiste war etwas zu groß geraten, und Mandus verstaute darin, um sie auf anständige Weise zu füllen, noch sechs Flaschen vom besten Jamaikarum. In der Eile vergaß er, es dem Vater zu erzählen. Sie waren auch gar nicht für den Kapitän, sondern für die andern Fahrensleute auf der Fortuna bestimmt, bei denen sich Mandus dadurch gleich auf das vorteilhafteste einzuführen gedachte. Denn er hatte des öfteren gehört und gelesen, daß der Jamaikarum, besonders in seinen besseren Sorten, eine für Seeleute hervorragend geeignete Flüssigkeit sei.

Am Abend ruhte Frau Frixen noch immer mit geschlossenen Augen und verbundenem Kopfe auf ihrem Zustandslager. Wie schon oft, hatte sie auch diesmal wiederholt behauptet, daß man sie gewiß noch unter die Erde bringen würde. Mandus, der mißgeratene Sohn, der heute besonders oft mit diesem trostlosen Geschäft betraut wurde, blieb aus diesem Grunde dem elterlichen Schlafzimmer so fern wie möglich.

Sie hatte den Kampf auf offenem Felde aufgegeben und sich hinter die undurchdringlichen Festungswälle ihres Zustandes verschanzt. Hier gedachte sie die beiden Zerstörer des häuslichen Friedens, so wie sie ihn meinte, durch tatenlosen Trotz auszuhungern und zu überwinden.

Mandus aber hatte diese echt mütterliche Kriegslist sogleich gewittert und tat die ganze Nacht kaum ein Auge zu.

Du kannst so bleiben.

Am nächsten Morgen kam die durch Kaspar Maasböls Vermittlung besorgte Seemannskiste an. Sie war zwar nicht mehr neu, aber noch gut erhalten, und zwei brennende Herzen auf dem Deckel schienen für ihre weitere Dauerhaftigkeit zu bürgen. Darunter stand mit wildrankigen Buchstaben: MORITZ FLIKL. Dieser wackere Schwabe war vor Jahren der Stuttgarter Schule entlaufen, hatte sich als Schiffsjunge die Welt ein bißchen angesehen und saß jetzt zufrieden, verheiratet und angefettet in Überlingen am Bodensee als Postassistent hinter dem Schalter. Mandus kratzte die Buchstaben mit dem Messer fort, wobei auch die zwei roten Herzen etwas beschädigt wurden, und schrieb seinen eigenen Namen, wenn auch nicht gerade schön, so doch sauber und deutlich an die Stelle. Dann schleppte er das schwere, sargähnliche Gerät ins Schlafzimmer. Frau Frixen fuhr bei dem Gepolter, mit dem die Kiste über die Schwelle sprang, aus den Kissen und riß die Augen schreckhaft auf.

„Guten Morgen, Mutter!“ sprach Mandus. „Ich muß jetzt meine Sachen packen.“

Kein Wort brachte sie über die Lippen. Sie starrte ihn nur ganz entsetzt an.

Als er aber die Flügeltüren des Wäscheschrankes öffnete und mit ungeübten Fäusten in die Fächer griff, da war es mit der mütterlichen Selbstbeherrschung vorbei, und Frau Frixen entfuhr, nur von einem grauen Unterrock und einer weißen Nachtjacke umhegt, mit einem Schmerzensschrei, in dem sich Zorn und Angst zu gleichen Teilen mischten, schleunigst den selbstgeschlissenen Gänsefedern.

Mandus verduftete ungesäumt. Die Mutter verfolgte ihn nicht, sondern blieb vor dem Wäscheschrank, dieser Verkörperung ihres Hausfrauenstolzes, stehen und strich unschlüssig und wehmütig über die kleinen und großen, sauber mit himmelblauen Schleifen zusammengebundenen und nach Lavendel duftenden Wäschepacken. Dann seufzte sie aus allertiefstem Herzensgrunde und säuberte mit Ausdauer und Sachkenntnis die alte, verstaubte Seekiste. Hierauf legte sie die Wäschestücke des abtrünnigen Sohnes einzeln hinein, wobei sie laut zählte, und sich mit schauderhafter Deutlichkeit ausmalte, in welchem unglaublich verwahrlosten Zustande sie diese unersetzlichen Schätze im nächsten Jahre wiedersehen würde.

Und wenn sie nun gar nichts mehr davon zu Gesicht bekam? O wie so leicht konnte dieser furchtbare Trauerfall eintreten! Schon mußte sie mit den Muttertränen kämpfen. Doch sie arbeitete weiter. In die Zwischenräume stopfte sie Taschentücher und Strümpfe. Immer größere Lücken entstanden in dem festen Gefüge der Schrankfächer, und noch immer sperrte der unersättliche Kasten sein weites Maul auf. Da klappte sie den schweren Verschluß herunter, daß es dröhnte wie ein Notschuß im Sturm, fiel auf den Deckel, hielt die Hände vors Gesicht und weinte besiegt und blutenden Herzens.

Angelockt von dem greulichen Knall, erschien Herr Frixen in der Türspalte, nahm lautlos den trostlosen Tatbestand zur Kenntnis und schob so ungesehen ab, wie er gekommen war.

Frau Frixens Zustand war gebrochen, wenn auch ihre Augen noch bis Mitternacht unter Hochwassergefahr standen. Am nächsten Morgen strich sie die Flagge. Nun kaufte, sorgte, packte sie immer stürmischer und sparte nicht mit eindringlichen Lehren über Wäschebehandlung und Lebensführung, die besonders im Laufe des Sonntags dem aufgeregten und überwachten Mandus zur Qual wurden. Er spürte schon im voraus, daß er die letzte Nacht unter seiner Eltern Dach überhaupt kein Auge zumachen würde.

Doch es kam anders. Dank des mütterlichen Wortschwalls, der sich mit kurzen Unterbrechungen bis zum Abend über ihn ergoß, fiel er wie tot ins Bett und schlief bis an den hellen Morgen. Als ihn die Klingel aufschreckte, fuhr er hastig in die Kleider und stürmte hinunter. Da stand der Vater schon fix und fertig hinter der Tonbank und schenkte dem Dienstmann, der die schottische Karre mit den vier Kisten zum Hafen stoßen sollte, ein Glas Bier ein.

Mandus stürzte eilig seinen Frühstückskaffee hinunter, vertilgte geschwind sechs Rundstücke, hielt mannhaft den Tränen und Küssen des in Jammer zerfließenden Mutterherzens stand und atmete erleichtert auf, als sich die Karre in Bewegung setzte.

Ein paar Nachbarsleute guckten aus den Fenstern und winkten ihm halb neidisch, halb höhnisch nach. Das ärgerte ihn bannig, aber er biß die Zähne zusammen und ließ sich nichts anmerken.

An der Kehrwiederspitze angelangt, verstaute Herr Frixen die vier Kisten, sich selbst und seinen konfirmierten Sohn, den angehenden Schiffsjungen, in eine Jolle und entlohnte den Arbeiter, der mit der Karre heimwärts holperte. Dann peilten sie durch das Gewimmel von großen und kleinen, fahrenden und festliegenden, schlotenden und segelnden Schiffen den richtigen Kurs, kamen durch die Zollsperre und an klobigen Pfahlbündeln vorbei, überquerten die Elbe und gelangten bald, umbrandet von dem Tuten der Dampfflöten und umzittert von dem Gerassel der auf- und abschwingenden Kranketten, in ruhigeres Fahrwasser.

„Da ist sie!“ rief der Jollenführer, und wies mit seinem gebräunten Pfeifenstummel auf eine ziemlich weiße Dreimastbark, die tief beladen an zwei Dallenbündeln lag und deren stehendes Gut sich leinwandlos und scharflinig vom blaugrauen Himmel abhob.

Vater und Sohn schwiegen noch immer, denn jeder wälzte einen andern Plan in seinem Hirn. Als sie an die helle Wand des Seglers stießen, mit dessen Hilfe sie ihre entgegengesetzten Ziele zu erreichen hofften, entfuhr dem Vater ein leiser Seufzer, während den Sohn ein heftiger Freudenschauer überlief. Sein Gesicht war gerötet und gespannt. Der Vater dagegen ließ beinahe die Ohren hängen.

Auf den Ruf des Jollenführers schob sich eine blaue Mütze über die Bordverschanzung, darunter grinste ein altes, gutmütiges, von vielen Falten durchzogenes und von grauweißen Bartstoppeln umrahmtes Seebärengesicht.

Nun wurde Herrn Frixen zugemutet, seine einhundertsechsundachtzig Pfund Lebendgewicht einer höchst vertrauensunwürdigen Strickleiter zu übergeben. Obgleich es nur sechs Sprossen waren, weigerte er sich entschieden, näherzutreten und verlangte eine richtige, reelle Holztrittleiter. Wie zum Hohn kam darauf von der Nock der Fockrah eine Talje herabgetanzt.

„Sei kein Bangbüx!“ murmelte Mandus.

Das half. Herr Frixen begann zu klettern. Vier Hände schoben sich von unten nach, zwei sehr derbe Fäuste erwarteten ihn oben, und so gelangte er glücklich, wenn auch mit Hangen und Bangen, an Bord der Fortuna.

Als Mandus den Kopf über die Verschanzung steckte, fragte der Vater gerade nach dem Kapitän und verschwand gewichtigen Schrittes in einer schmalen Tür im Hintergrunde.

Mit einem Sprung war Mandus an Bord, zog die Mütze und nahm die schwielige Hand, die sich ihm zum Gruße darbot.

„Sieh so! Du bist also der Jung!“

Mandus nickte stumm und stolz.

„Ich bin Greggers Mohrt, der Bootsmann.“

„Hol auf!“ sang der Jollenführer von unten.

Mit heißen Wangen und ganz ungeheißen stellte sich Mandus mit ans Tau, zog und zerrte aus Leibeskräften, und schon neun Sekunden später schwebte die schwere Seekiste wie eine Feder durch die Luft und senkte sich sanft aufs Deck.

„Noch was?“ fragte Greggers.

„Drei Kisten Genever“, flüsterte Mandus.

Der Bootsmann grinste verständnisinnigst.

„In der einen sind sechs Flaschen Rum, aber die soll er nicht haben!“ wisperte Mandus.

„Soll er wohl bleiben lassen!“ schmunzelte Greggers und gab Mandus einen kräftigen Seeritterschlag auf die linke Schulter. „Du bist ein richtiger Hamburger Jung! Du kannst so bleiben!“

Noch dreimal schlängelte sich die Talje über Bord. So kamen die vier Kisten an Deck. Die größere schob Greggers sofort ins Mannschaftslogis, löste den Deckel und setzte die sechs achtkantigen Rumflaschen gewissenhaft hinter Schloß und Riegel. Dann holte er aus der Kambüse eine leere Geneverkiste, legte die runden, steinernen Henkelflaschen hinein und trieb mit schnellen Hammerhieben den Deckel fest.

Während sie die Seekiste voraus zum Mannschaftslogis brachten und die drei Geneverkisten mittschiffs im Proviantraum verstauten, steckten achtern in der Kajüte Jonni Kaphengst und Herr Frixen wie zwei Verschwörer die Köpfe zusammen. Zwischen ihnen stand eine Geneverflasche. Sie hatten ihre schönen Seelen längst gegenseitig entdeckt und verstanden sich nach einer halben Stunde fast so gut wie Zwillingsbrüder.

„Dem verdammten Jungen will ich schon Mores lehren!“ grollte der Kapitän und setzte den Zeigefinger der rechten Faust steif auf den Tisch, mitten in einen kleinen Genevertümpel hinein. „Der Bursche soll mir noch das vierte Gebot lernen, ehe wir Haaks Feuerschiff in Sicht haben. Dem will ich wohl das Seemannsspielen austreiben! Hätt' ich nur einen so vernünftigen Vater gehabt! Verlassen Sie sich darauf, Herr Frixen, der Junge wird kuriert! Und das gründlich!“

„Die Auslagen ersetz ich!“

„Nicht der Rede wert! Das muß er abarbeiten. Bedienung muß er machen. Damit er nicht aus der Übung kommt. Kellner muß er spielen. Genau so, wie er's zu Hause gelernt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Teufelsgeiger.

Paganini-Skizze von Stephan Georgi.

Der große Schnitter zog durch die Länder. Er schickte seinen Würgeengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich eben erst verstummt, huben nun in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, hallten von Turin und Mailand aus weiter ins Land und dröhnten ihr dumpfes Memento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das noch immer behaglich-frivole Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

In diese Zeit der allgemeinen Besorgnis sprang in das aufgeschreckte Parma unerwartet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Satz stand, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Hitzig diskutierend standen die Menschen in Gruppen auf Plätzen und Straßen, hockten in überfüllten Wirtshäusern und überhörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger! Der Dämon von Genua!"

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen vermochte, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gesessen haben sollte, der unzählige Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toskana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnd hohe Summen erraffte und mit den Kutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Geistlichkeit gehörte, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle erblickten?

Von der Kathedrale herab riefen die Glocken. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengedröhn herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise vierfach erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer. Nach kurzem Klingelzeichen setzte eine Beethoven-Sinfonie ein, aber niemand achtete darauf; zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Füße sparrten. Da klang das Grollen einiger türkischer Trommeln: Paganini trat auf.

Das war Paganini. Schwarz gekleidet, stand eine langbeinig-knöcherne, maßlos dürre Gestalt vor der Menge; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern, aus einem leichenblassen Gesicht traten die Backenknochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, blutlose Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick, und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer flehenden Demut, eines frierenden Hohns, eines lastenden Leides, einer verhaltenen dunklen Nacht. War es ein Dämon oder ein Todkranker? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. Leben kam in die dürre Gestalt.

Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinauf; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchstton übersteigerter Möglichkeit, der bleibend, schwingend, fast plastisch und greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Ein kühnes Allegretto folgte, das in pfeilgeschwinden Läufen und Windungen dahinflog; Passagen rasten, wie Peitschenhiebe sauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolett-Töne blitzten in dahinjagenden Sechzehntelnoten. Ein überstürztes Piccicato; eine werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Geigenblitze hinein zuckten. Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Staccato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleppte, dann zogen die Töne die unermeßliche Last eines wegmüd Niederbrechenden mit sich, die keuchenden Atemzüge eines Sterbenden, so angstvoll und grauenhaft; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie einen Menschen hatte weinen hören. Letztes Elend strich der Bogen aus den Saiten, so furchtbar, daß die Frauen unten im Saal die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens aufzustöhnen. Da glitt die Geige in ein luftleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise wimmernde Glöckchen klang, ein Adagio von bestrickender Zartheit, voll süß-seligen Zaubers. Aber gleichsam als schämte es sich dieser Regung, flammte das Orchester wieder auf. Was der Schwarze dort oben begann, war kein menschliches Spiel mehr; diese noch nie gehörten Gänge, Sprünge, Kadenzen, diese mühelos dahinrasenden Terzen und Oktaven, dieses Echospiel zwischen Vollton und doppelt gegriffenem Flageolett, diese unfaßbare Vereinigung von Flageolett und Piccicato — das war Spuk, Zauberei, Teufelswerk! Kurz brach das Orchester ab. Hoch über dem ausklingenden Ton gellender Trompeten, aufwühlender Pauken schwebte ein ferner, unwirklicher Triller.

Menschen waren aufgesprungen, als sich der eiserne Bann gelegt hatte, standen auf den Stühlen, klatschten, schrien, tobten. Dort oben war das unheimliche Feuer der Augen verglommen; gleichgültig blickten sie herab.

Die Zwischenmusik ging in der Wortekstase der Menge unter. Dann schlug der Schwarze die Hörer mit den berühmten Hexenvariationen in panische Erstarrung, zwang ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Letzte. Mitten im Brillieren eines sausenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab . . . Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. Durch die Menge wild gestikulierender Menschen fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Niccolo Paganini saß darin. Totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, hohl blickten die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Einnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu stieß seine Kehle ein heiseres Hüsteln aus. —

Als der Genuese zwei Tage später im Festsaale des Schlosses die unheimliche Teufelstriller-Sonate unter die erstarrende Hofgesellschaft geworfen hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Rastlose hier zur Ruhe kommen? Der Drang nach dem Unsteten wühlte nach wie vor in ihm und überwog die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung. Der Hals, das Kehlkopfleiden . . .

Auf dem Lande draußen erwarb er die Villa Gajone, einsam, von hohen, schattenden Bäumen umgeben. Dort lebte er mit seinem zehnjährigen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebenszweck war. Nur die Gegenwart des Knaben, dieser lachend glücklichen Jugend, vermochte es, dem starr-kalten Gesicht ein friedvolles Lächeln abzugewinnen. Jugend! In der Passo di Gatta Mona zu Genua steht ein altes Haus; dort hatte einst ein blasser, schmächtiger Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer

verlebt, täglich zu einem zwölf- bis vierzehnstündigen Üben auf der Violine gezwungen; er wußte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wiese springt, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wußte nichts vom freien Umhertollen mit anderen Kindern; er hatte Geschwister und kannte sie kaum. Er kannte nur Geige, Hunger und Prügel.

„Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille!"

Aber noch etwas anderes war es, das den sonst so Ruhelosen zum Bleiben veranlaßte. Das wußte niemand — außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzerts im Schlosse die Großherzogin Marie Luise in ihr Boudoir zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf und entnahm ihr einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe geholten Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Marie Luise. Sonate für die G-Saite von Niccolo Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertundsechzehn!" flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!"

Die Hofchronik.

Skizze von **Wilhelm Winkel-Hannover.**

Der Birkhofsbauer sitzt in der niedrigen Stube auf dem Sofa, da, wo es noch ein wenig fest ist und die Sprungfedern nicht bei jeder Bewegung quietschen. Vor ihm liegt ein altes Buch mit dicken, vergilbten Blättern. Er beugt sich, den Kopf in beide Hände gestützt, die Brille auf der Nase, mit gerunzelter Stirn darüber, blättert mit seinen arbeitsharten, steifen Fingern darin hin und her. Dann seufzt er auf, taucht einen mächtigen Federhalter mit rostiger Feder in ein Ungetüm von Tintenfaß und setzt an, um etwas in das Buch zu schreiben. Aber ehe er einen Strich getan hat, legt er den Halter wieder hin und sagt zu seiner Frau, die drüben auf einem Brettstuhl neben dem altmodischen Schrank regungslos sitzt: „Wie soll ich's — nur hinschreiben!"

Ja, wie soll er's nur hineinschreiben in die Familienchronik, daß heute auf seinem Hofe Termin war, wo vierzig Morgen des besten Ackerlandes verkauft wurden? Wie soll er Enkeln und Urenkeln begreiflich machen, daß dies ohne seine Schuld geschah? Daß kein Mensch ahnen konnte, als er die neue Scheune baute, die Viehställe neu einrichtete, Maschinen anschaffte, daß jemals s o l c h e Preise kommen würden! Wer hat wissen können, daß ein Hof, der seit Menschengedenken einer der besten in der Umgebung war, nicht einmal die Zinsen aufbringen konnte für das Darlehen, das vor drei Jahren aufgenommen wurde! — Und dann die Seuche — die Viehpreise, die ins Bodenlose fielen. Endlich auch die Krankheit des Sohnes. Es war ein ununterbrochenes Bergab bis heute.

Der Birkhofsbauer sieht abermals nach seiner Frau hinüber und denkt: „Sie sagt nichts." Und wieder spricht er nach einer Weile: „Ich weiß nicht, wie ich's schreiben soll."

Da sagt die Frau: „So schreib nichts hinein!"

Einen Augenblick betrachtet der Mann sie mit großen Augen. Dann schüttelt er den Kopf: „Das wär ja Betrug. Ich würde der erste Unehrliche unter den Birkhofsbauern sein, der etwas verschweigt. Lies, was hier vorn im Buche steht: „Chronika aller Begebenheiten auf dem Meygerhoff zu Lendern." Nichts ist darin verschwiegen. Hier: „Keine Gefälle bezahlet, weilen Kaiserliche alles weggeschleppet und alle Kämpe desolat gemachet". Und da: „Anno 1700 ist eine schröckliche Wasserflut gewest. Hat Meyger um Remission gebeten." Und so geht es weiter. Hier wird berichtet, wie die Franzosen im Siebenjährigen Krieg gehaust haben. Auf diesen Seiten steht alles von dem großen Brand Anno 1790. Hier wird von den Befreiungskriegen erzählt. Hier ist die erste Karte sämtlicher Ländereien, die zum Hof gehören. Hier steht die Geschichte der Lastenablösung. Vor hundert Jahren war das. — Dies hier schrieb mein Großvater, dies mein Vater. Fünf Kinder fand er mit gutem Gelde ab und kaufte doch noch die Glockenwiese. — Und ich soll nun drunterschreiben: Verkauft wurde die Weidenkoppel, die große Koppel an der Beeke, die Tannenriede!"

Die Frau hat inzwischen ihren Platz verlassen. Sie sitzt neben ihm auf dem Sofa, schaut auf die Seiten, die er gerade aufschlägt. Bei den letzten Worten faßt sie seine Hand und sagt: „Soll ich schreiben?"

Er wird verlegen. Stotternd fragt er: „Du? — Ja — und wie willst — du?"

Sie hat ihm die Feder aus der Hand genommen und schreibt: „Der Bauer schämt sich, in dies Buch zu schreiben, daß wir vierzig Morgen verkaufen mußten. So will ich's tun, die Frau! Wir verkauften das Land, um den Hof vor den Gläubigern zu retten. Weil alles nicht stimmte, was wir ausgerechnet hatten, kamen wir in diese Not. Wir hatten gebaut und gekauft, das Geld dazu war geliehen. Hernach gab es Preise, daß uns schon die Zinsen den Hals zudrückten. Nun ist der Hof frei. Gott, der gute und schlechte Zeiten gibt, wird sorgen, daß wir bald eine Koppel zurückkaufen können. Das andere mögen Enkel und Urenkel tun."

Als die Birkhofsbäuerin dieses geschrieben hat, liest sie es ihrem Manne vor. Ihre Stimme klingt dabei fest und sicher. Dann klappt sie das Buch zu, ergreift des Bauern Hand und sagt: „So! Nu wollen wir da nich mehr von sprechen!"

Er sieht sie an und wiederholt: Nee, nu wollen wir da nich mehr von sprechen!" Er erhebt sich, greift nach seiner Mütze, bleibt im Hinausgehen noch einmal stehen und fährt fort: „Is man gut, daß es nu drin steht. Es geht doch die Sage, wer von unserm Hof Land verkauft ohne die allergrößte Not, muß nach seinem Tode hier umgehen. Aber es war ja die größte Not!"

Und er geht hinaus, um nach dem Vieh zu sehen. Erst draußen, als er im Dunkel ist, wischt er sich eine Träne aus dem Auge.



Jimmy Walkers „große Unbekannte".

Es ist noch immer nicht still geworden um Jimmy Walker, Newyorks liebenswürdigen Ex-Bürgermeister. In dem gegen ihn betriebenen Untersuchungsverfahren, das schließlich zu seinem Rücktritt führte, war mehrfach von einem Scheck über 30 000 Mark die Rede, den Walker einer Frau gegeben haben sollte; ja dieser Scheck war sogar eine der Hauptgrundlagen der Anklage. Die Newyorker, die den ganzen Prozeß mit größter Spannung verfolgten, interessierten sich natürlich brennend für die „große Unbekannte", deren Name bei den Verhandlungen nie genannt wurde. Nunmehr ist das Geheimnis gelüftet worden. Die Glückliche ist die Newyorker Schauspielerin Betty Compton. Frau Compton hat erklärt, daß sie nicht das geringste Interesse daran habe, daß ihr Name geheim gehalten werde. Sie habe den Scheck von Herrn Walker als Bezahlung für eine Schuld erhalten, die zu persönlich sei, als daß sie darüber reden könne. Im übrigen erklärte Frau Compton, sie glaube, daß auch Jimmy Walker keinen Wert darauf lege, daß ihr Name verheimlicht werde. Bei der Popularität, die Jimmy bei den Newyorkern auch heute noch besitzt, kann man allerdings wirklich annehmen, daß man ihm auch diesen Streich nicht übelnehmen wird.



Lustige Ecke



*** Im richtigen Augenblick.** Zwei Schotten befinden sich auf einer Reise in Amerika und wagen sich auch nach Wildwest. Sie kommen in eine Gegend, wo eine alte Postkutsche die einzige Beförderungsmöglichkeit ist und finden beide zu ihrem Vergnügen, daß das eine sehr billige Art zu reisen vorstellt.

Sie wackeln auf ihrem romantischen Gefährt durch eine einsame Felsengegend, — plötzlich, mit einem Ruck, hält das Fuhrwerk an, vor dem Fenster erscheint ein Bandit mit gezücktem Revolver und schreit:

„Euer Geld oder ich schieße!"

Der eine der beiden Schotten holt mit Windeseile eine Fünfdollarnote aus der Tasche, schiebt sie seinem Freunde in den Rock und flüstert: „Hier hast du die fünf Dollar zurück, die du mir gestern geliehen hast!"

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.